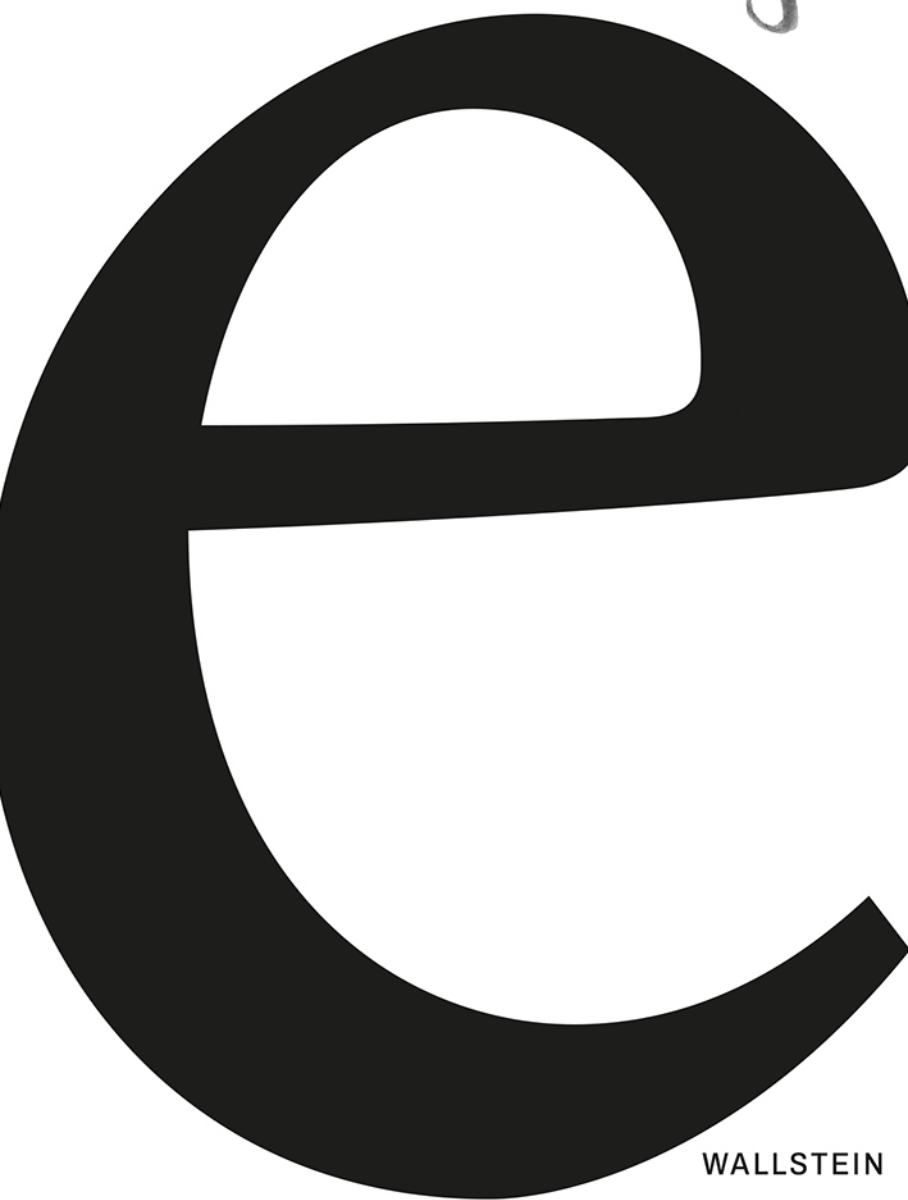


ROMAN

Jehona Kicaj



WALLSTEIN

Jehona Kicaj

ë

Jehona Kicaj

ë

Roman



WALLSTEIN VERLAG

In diesen Zerrissenheiten bin ich *ganz*.
Ohne sie wäre ich verstümmelt.

Elias Canetti

Gjuha shkon aty ku dhem dhëmbi –
Die Zunge geht dahin, wo der Zahn schmerzt.
Albanisches Sprichwort

Nach dem Aufwachen habe ich einen Splitter im Mund. Er fühlt sich an wie ein kleiner Kieselstein. Ich spucke ihn ins Waschbecken und sehe: Es ist ein kleines Stück Zahn. Wenn ich mein Gebiss im Spiegel ansehe, gibt es kaum Zähne ohne einen Riss oder abgeriebene Kanten. Jeden Morgen wache ich mit Schmerzen in den Kiefergelenken und im Nacken auf; kann meinen Mund nicht öffnen, ohne dass es laut knackt. Es hört sich an, als würden Knochen brechen.

Als ich meinem Zahnarzt das Knacken vorführe und er seine Finger unter mein Jochbein hält, sieht er mich ernst an. »Sie leiden an Bruxismus«, sagt er. »Wenn Sie knirschen, zieht sich Ihre Muskulatur rhythmisch zusammen, die Zahnreihen pressen aufeinander, und die mahlenden Bewegungen des Unterkiefers führen zur Abrasion, also zur Schädigung und Abnutzung Ihrer Zähne. Noch einmal bitte.« Bei jedem lauten Knacken verzieht die junge Zahnarzthelferin das Gesicht. »Der Grund für das eigentümliche Geräusch ist eine starke Schädigung des Bandapparates der Gelenkkapsel. Die kleine Knorpelscheibe bewegt sich bei Mundbewegungen normalerweise mit dem Kiefergelenksköpfchen. Durch das Knirschen hat sich bei Ihnen aber die physiologische Position der Knorpelscheibe pathologisch verändert. Man spricht hier von einer Dislokation des Diskus.«

Doktor Ludwig macht eine Pause. »Im allerschlimmsten Fall können Sie in zehn Jahren nicht mehr kauen und sprechen, ohne dass Sie dabei Schmerzen haben, weil die Knor-

pelscheibe im Laufe der Zeit komplett zerstört ist. Dann liegt nichts mehr zwischen Gelenkkopf und Gelenkgrube, und die Knochen reiben aufeinander.« Er führt es auf Stress zurück, fragt mich, ob ich zurzeit viel zu tun hätte. Ich sage: »Kann schon sein«, und verspreche ihm, vor dem Schlafen Entspannungsübungen zu machen. Ich sehe hoch zur kahlen Decke und frage mich, ob ich Angst oder Erleichterung empfinden soll, wenn ich mir vorstelle, nicht mehr sprechen zu können. Er nimmt Abdrücke für eine Aufbisschiene und sagt, ich solle in zwei Wochen wiederkommen.

Zu Hause drücke ich meine Zeigefinger in die Mulden unter den Ohren, bis der Schmerz in die Schläfen zieht. Ich hätte ihm gern erzählt: Neulich habe ich gelesen, man könne den Mund als Gefängnis begreifen. »Die Zähne sind die bewaffneten Hüter des Mundes«, hieß es dort, »in diesem Raum ist es wirklich eng, er ist das Urbild aller Gefängnisse.« Ich hätte sagen wollen, ich habe die Wörter zu lange gefangen gehalten, und jetzt ist es zu spät.

Elias sagte einmal zu mir: »Du denkst immer alles zu Ende, bevor du sprichst.«

Die Wahrheit scheint zu sein: Ich zermahle jedes einzelne Wort, bevor ich spreche.

»Dein Deutsch ist auffällig. Du klingst wie eine professionelle Sprecherin. Deine Tonlage, deine Pausen, deine präzise Artikulation, die Art, wie du manche Wörter betonst, das erinnert mich an die Synchronstimmen weiblicher Anime-Figuren«, sagte mir Elias auf einem unserer ersten Spaziergänge. Ich fragte ihn, was er damit meine. »Na ja, die eigene Sprechweise ist doch irgendwie einmalig und unverwechselbar. Sie hat ihre eigene Tonhöhe und Geschwindigkeit,

sie hat ihren eigenen Rhythmus. Und bestimmte Worte und Wendungen kehren immer wieder. Bei dir aber«, er dachte nach, sagte dann, »klingt alles so perfektioniert.«

In seiner beiläufigen Aussage erkannte ich eine Wahrheit, die mir nie bewusst gewesen war. Ich erzählte ihm, dass ich Deutsch nicht mit Vokabellisten, sondern vor dem Fernseher gelernt hatte. Als Kind saß ich allein auf dem arabesk gemusterten, roten Teppich, das Gesicht nur wenige Zentimeter vom Bildschirm entfernt. Ich beobachtete konzentriert die Verzerrungen der Münder und versuchte sie mit den Klängen aus den Lautsprechern zu verknüpfen. Als ich einige Monate später in den Kindergarten kam, hörte ich die vage vertrauten Laute aus wirklichen Mündern. Ich staunte, und auf die Frage meiner Schwester, wie es mir hier gefalle, antwortete ich nur: *Këta po folin si ata në televizor* – »Die sprechen hier dieselbe Sprache wie die im Fernsehen.« Ich hielt weiter ihre Hand und wollte sie nicht loslassen.

Zuerst bin ich der deutschen Sprache in Zeichentrickfilmen und Anime-Serien begegnet. In dem Zusammenspiel aus bewegten Bildern und sich abwechselnden Stimmen habe ich meinen Zugang zum neuen Sprachraum gefunden. Durch das genaue Hinsehen und Hinhören.

»*Gjuha huj*«, sagte ich zu Elias, »kann auf Albanisch beides heißen: *Fremde Sprache*, aber auch *fremde Zunge*, und manchmal ist mir, als würde ich noch immer in fremden Zungen sprechen. Vielleicht kommt es dir deswegen so vor, als wäre ich eine Synchronsprecherin.« »So war das nicht gemeint«, sagte Elias und schüttelte den Kopf. »Ich meine es aber so«, sagte ich. Meine Aussprache ist bereits vor dem Aussprechen abgesteckt. Im Grunde bedeutet Sprechen für mich noch heute Nachahmung; es ist bloß eine neu ange-

ordnete Klangabfolge von dem, was ich vorher gehört oder gelesen habe. Und manchmal frage ich mich, wie viel von mir selbst in meinen Worten liegt, wenn ich sie ursprünglich von gezeichneten Bildern auf dem Bildschirm erlernt habe.

Ich lernte früh, dass ich schweigen musste, sobald wir die serbische Grenze erreichten. Deine Muttersprache konnte dich in Gefahr bringen, wenn du sie am falschen Ort sprachst. Sobald das erste Schild auf die Grenze verwies, schalteten wir die Musik aus und versteckten alle albanischen Kassetten unter unseren Autositzen.

Wir sagten nichts. Wir schwiegen, schon lange bevor der Grenzbeamte sein Zeichen gab, das Fenster zu öffnen. Nur mein Vater sprach mit ihm. Er konnte fließend Serbisch, wie viele andere in seinem Alter hatte er es in der Schule und später beim Militär gelernt. Ich verstand kein einziges Wort, aber ich hörte die Unsicherheit in seinem Tonfall. Er zögerte nicht einen Augenblick, auf die Fragen des Polizisten zu antworten, und dennoch wählte er seine Worte vorsichtig. Dann schlug sein Ton plötzlich um, und ich hörte diese bestimmte Rauheit in seiner Stimme. Wann immer er seinen Ton auf diese Art schärfte, wann immer ich den veränderten Klang vernahm, wusste ich, dass etwas passieren würde.

Ich erinnere mich, dass die Hände meiner Mutter zitterten, als Baba sie aufforderte, ihm die Pässe zu geben, dass sie nicht in der Lage war, den Reißverschluss der roten Ledertasche mit all unseren Papieren zu öffnen. Sie gab ihm die ungeöffnete Tasche mit gesenktem Kopf. Ich erinnere mich an die kalten Blicke des Grenzpolizisten, mit denen er uns von oben herab durch die Scheiben der Autofenster anstarrte, daran, wie wir alle aussteigen und das Auto ausräumen mussten.

Ich erinnere mich an das laute Geräusch des Stempels, den er erst in unsere Pässe setzte, nachdem wir mehrere Geldscheine hineingelegt hatten. Die Pässe reichte er uns nicht zurück, er schob sie nur von sich, als wären sie nichts wert.

Auf der Grenze zwischen Kosovo und Serbien habe ich zum ersten Mal gesehen, wie meine Eltern gedemütigt wurden. Diese Grenzerfahrung holt mich noch heute bei jeder Passkontrolle ein.

Wenn man mich als Jugendliche fragte, ob ich schon einmal in Berlin gewesen sei, verneinte ich immer. Ich war noch ein Kind, als wir zur serbischen Botschaft nach Berlin fuhren, um unsere Pässe verlängern zu lassen. Das war kurz nach dem Krieg. Wir verbrachten den ganzen Tag in der Botschaft. Ich wurde dafür von der Schule freigestellt. Ich erinnere mich: Vor Müdigkeit legte ich mich auf den Fußboden zwischen die Schuhe der Wartenden. Nach sechs Stunden rief man uns auf. Ich weiß noch, wie hart der serbische Beamte meinen Namen aussprach. Seine Uniform war schwarz. Die Pässe waren dunkelblau, und darauf stand in goldenen Lettern *Republic of Serbia*, auch noch Jahre später. Serbisch schrieb man dort meine Geburtsstadt. Serbisch steht sie heute in meinem deutschen Pass: *Suva Reka* statt *Suharekë*. Ich hatte den ganzen Tag gewartet, um mich am Abend als Serbin ausweisen zu können. Dieser Aufenthalt in Berlin zählte für mich nicht.

Wenn man mich fragt, woher ich *ursprünglich* komme, möchte ich antworten: Ich komme von einem Ort, der verwüstet worden ist. Ich wurde in einem Haus geboren, das niederbrannte. Ich hörte Schlaflieder in einer Sprache, die

unterdrückt wurde. Ich möchte antworten: Ich komme aus der Sprachlosigkeit.

Ich habe früh gelernt, auf das Schweigen zu achten. Als wir nach dem Krieg zum ersten Mal das Elternhaus meiner Mutter besuchten, war ich acht, vielleicht schon neun. Ich hatte noch nicht begriffen, was in den Jahren seit unserem letzten Besuch geschehen war. Nur manchmal hatte ich Mama in dieser Zeit weinen gehört. Meist saß sie dabei vor dem Telefon, das im Flur stand, und wartete auf einen Anruf von dortgebliebenen Verwandten. Nur manchmal hatte ich die Bilder in den Nachrichten gesehen. Und nur einmal hatte meine Mutter mich ermahnt: »Komm, schau dir an, was bei uns mit Kindern und Säuglingen passiert.« Aber ich war ihr nicht ins Wohnzimmer gefolgt. Ich hatte weitergespielt, nur ihr Tonfall klang in mir nach, fassungslos, verzweifelt. Als hätte sie es nicht zusammenbekommen: Erst die Kinderleichen zu sehen und dann mich, wie ich im Nebenzimmer unbekümmert spielte. Als wäre es ihr nicht gelungen, uns als gerettet zu wissen, weil die, die wir zurückgelassen hatten – die anderen –, nicht gerettet waren.

An diesem Abend im Elternhaus meiner Mutter saßen wir zusammen und tranken *çaj* – so wie man es dort auch schon vor dem Krieg immer getan hatte. Ich saß auf einem der gemusterten Sitzpolster auf dem Boden zwischen meinen Verwandten, einer Gruppe von Menschen in allen Altersstufen, und betrachtete ihre Gesichter. Ich hatte sie jahrelang nicht gesehen und versuchte, die Falten zu entziffern, die sich in Stirn und Wangen gegraben hatten. Welche Sorgen, welche Ängste hinterlassen solche Spuren? Ich fand keine Antwort, hatte keine Vorstellung. Ich war mir sicher, dass es eine Ver-

änderung gab, dass etwas geschehen war, aber ich wusste nicht was. *Gjyshe*, meine Großmutter, saß als Einzige auf einem Stuhl in der Mitte des Zimmers. Sie nahm nicht am Gespräch teil, sondern ließ ihren Blick wie zur Vergewisserung wieder und wieder über die Anwesenden im Raum wandern.

Die ganze Zeit wartete ich auf noch ein Gesicht: Mein Großvater fehlte. Wieder und wieder sah ich zur Tür und hoffte, dass er hereinkommen würde, aber er kam nicht. Ich verließ den Raum und gab vor, ins Badezimmer zu gehen, schlich mich aber in die anderen Zimmer des Hauses. »Vielleicht schläft er«, dachte ich, »und die anderen haben einfach vergessen, ihn zu wecken«, aber alle Zimmer waren leer.

Als wir uns verabschiedeten, war es schon tiefe Nacht. Ich hoffte, Großvater würde uns verzeihen, dass wir aufbrachen, ohne ihn begrüßt zu haben. Ich weiß bis heute nicht, warum ich nicht nach ihm gefragt habe.

Auf der Fahrt zurück in das Dorf meines Vaters sagte niemand etwas. Nach wenigen Minuten bremste mein Bruder und hielt vor einer großen Gedenktafel, die noch heute vor der Schule des Dorfes steht. Ich erinnere mich an unzählige Namen und an ein paar eingravierte Gesichter im Scheinwerferlicht. Sie hoben sich hell vom grauen Stein ab. Mein Vater und mein Bruder stiegen aus, gingen ein paar Schritte vor und blieben dicht vor der Tafel stehen. Ich beobachtete ihre Hinterköpfe; ich sah, wie sie jede Zeile prüften.

Nach einer Weile kehrten sie zurück. Mein Bruder sagte: »Sein Name ist nicht dabei.« Auf dem Rückweg blieb es still. Ich hörte nur das Dröhnen des Motors. Ich öffnete den Mund, um zu fragen, wo Großvater war und ob wir ihn nochmal sehen würden, aber die Worte schafften es nicht

hinaus. Etwas hielt mich ab, hielt die Worte zurück, von dem ich nicht weiß, was es war.

Jahre später gaben meine Tante und mein Onkel Blutproben für einen DNA-Vergleich ab, aber passende Knochenfragmente wurden nie gefunden.

Für die Bewerbung auf ein Referendariat suche ich nach meinem Abschlusszeugnis, das ich neben meiner Geburtsurkunde und einem Führungszeugnis als Kopie einreichen muss. Ich hole meinen Ordner aus dem Schrank, in den ich wichtige Dokumente, Unterlagen und Briefe abhefte. Ich suche eine ganze Weile und stoße irgendwann auf eine Klarsichthülle, die sich wölbt, weil ich so viele Seiten hineingeschoben habe. Ich ziehe die Blätter heraus und bin erstaunt, was ich alles finde: Ein Jugendverkehrsabzeichen für eine bestandene Fahrradprüfung in der vierten Klasse, eine Teilnahmeurkunde für die Bundesjugendspiele, meine Gymnasialempfehlung, einen kurzen Zeitungsartikel über meinen Abiturjahrgang. Ich habe alle Unterlagen akribisch aufgehoben, die meine Teilnahme oder eine erbrachte Leistung namentlich bezeugen; wie eine Mutter, die stolz auf ihr Kind ist. Als hätte ich mich seit Kindertagen selbst vergewissern müssen, was ich erreicht habe, als würde ich noch den kleinsten Erfolgen keinen Glauben schenken, solange sie nicht schriftlich belegt sind.

In dieser Klarsichthülle finde ich auch meine Zeugnisse aus der Grundschule. Alle Halb- und Ganzjahreszeugnisse aus den vier Jahren sind ordentlich sortiert und mit einer Heftklammer zusammengehalten, die Rostspuren auf dem Papier hinterlassen hat. Ich ziehe die Klammer ab und breite die Blätter vor mir aus. Auf den Zeugnissen aus der vier-

ten und der dritten Klasse sind in zwei Spalten die ausgeschriebenen Noten vermerkt, auf den früheren gibt es nur einen etwa einseitigen Text: »Dein erstes Schulhalbjahr ist zu Ende«, steht dort, »und Du kannst wirklich sehr stolz darauf sein, was Du alles gelernt und wie Du gearbeitet hast. Im Unterricht hast Du Dich nur selten gemeldet, aber wenn ich Dich gefragt habe, hast Du immer alles gewusst. In der großen Gruppe der ganzen Klasse warst Du noch sehr scheu. Du bist so ein liebes und kluges Mädchen, und Deine Mitschüler akzeptieren Dich. Du kannst und weißt so viel und brauchst Dich nicht zu verstecken. Du hast keinen Grund, ängstlich zu sein.«

Ich streiche über das leicht vergilbte Papier. Streiche über meinen Namen, der falsch geschrieben worden ist, und über die zittrigen Blockbuchstaben meines Vaters, die immer so anders aussahen als die Unterschriften meiner Lehrerinnen. Vier Jahre lang habe ich mich nicht gemeldet, obwohl ich fast immer die Antworten kannte. Ich habe mir gewünscht, mein Schweigen könnte mich unsichtbar machen.

Du hast keinen Grund, ängstlich zu sein, lese ich erneut und sehe wieder hoch auf meinen handschriftlich vermerkten Geburtsort und auf das Datum: Januar 1999. Beides hat meine Klassenlehrerin in einer Zeile eingetragen. Und dennoch konnte sie sich nicht vorstellen, wie viele Gründe es damals gab, Angst zu haben.

Es gab da ein Kinderlied, wir sangen es in der Grundschule. Ich erinnere mich nicht mehr vollständig an den Text, aber am Ende einer jeden Strophe sangen wir in einer jeweils anderen Sprache »guten Tag« und »auf Wiedersehen«. Es mögen sieben oder acht Sprachen gewesen sein und neben dem Lied-

text waren die verschiedenen Nationalflaggen abgebildet, nur in Grautönen und kaum erkennbar. Türkisch folgte als zweites, nach der deutschen Sprache. »*Merhaba, güle güle*, guten Tag, auf Wiedersehen«, war der Refrain, ich erinnere mich an den Rhythmus. Ich erinnere mich, dass Leyla, meine beste Freundin, aufgerufen wurde. Sie hatte schwarzes Haar, aber gefiel sich besser mit blond gefärbten Strähnen. Wir saßen fast immer nebeneinander. Leyla sollte die drei türkischen Wörter für alle erst vorsprechen und dann vorsingen. Die Klasse sang nach, wie ein verstärktes Echo. Ich erinnere mich an ihr stolzes Lächeln, an ihre weißen, leicht abstehenden Schneidezähne. Ich bewunderte diese Zähne und verglich sie damals mit den Flügeln eines Schmetterlings. Die anderen Strophen folgten. Frau Wagner, unsere Klassenlehrerin, sprach die fremden Wörter vor und forderte einen Freiwilligen auf, die Strophe anzustimmen. Die nächste Sprache sei Jugoslawisch, sagte sie, und wir hätten hier doch jemanden, der sie spricht. Sie sah mich an, und erst als die anderen ihrem Blick gefolgt waren, verstand ich, dass sie mich meinte. Ich errötete und sah auf das Blatt. Unter den Noten, die ich nicht lesen konnte, stand eine Buchstabenabfolge, die ich zuvor noch nie gelesen hatte: *Dober dan, dovidenja*. Das sei meine Sprache, sagte sie. Ich las die Zeilen nochmal, verstand nicht, wie sie darauf kam. Ich öffnete den Mund, aber mir fehlten die Worte, um zu erklären, dass es nicht stimmte. Also versuchte ich die Buchstaben, die dort standen, zu Lauten zu formen. Ich sprach leise, kaum hörbar. Skeptisch musterte mich die Klasse und sprach meine unsicheren Worte nach.

Als wir zur nächsten Strophe übergingen, suchte ich in den darauffolgenden Zeilen nach albanischen Wörtern. Ich wollte sie finden, wollte laut sagen: »Hier, das hier ist meine